

„Gloria!..Es ist doch Deine Mutter, und wenn Du sie auch nicht kennst...“

„Nein, gottlob — ich kenne sie nicht und würde es niemals wünschen!“ unterbricht sie ihn heftig.

„Darf ich den Inhalt lesen?“

„Selbstverständlich.“

Gloria wirft den Deckel zu und trägt den Holzkasten an seinen Platz zurück, während Lott den Umschlag öffnet und den darin enthaltenen Zettel liest. Als sie wieder an den Tisch zurücktritt, starrt er noch immer auf die wenigen Worte.

Lotts Antlitz ist sehr bleich und trägt einen unruhig suchenden Ausdruck. Erst nach einer Weile blickt er auf und sieht Gloria verstört an.

„Bist Du ganz sicher, daß dieser Zettel wirklich derselbe ist, den...man Dir einst mitgab?“

„Marie behauptet es. Warum fragst Du?“

Er fährt sich über die Stirn.

„Ich weiß es selbst nicht...er kommt mir so...seltsam vor...willst Du ihn nicht verwahren?“

„Nein. Ich mag ihn nicht sehen. Es tut so weh zu denken, daß eine Mutter das schreiben und...so handeln konnte“, antwortete sie mit zuckenden Lippen.

„Darf ich ihn dann behalten?“

„Gern. Ich bin froh, wenn er fort ist.“

Lott schiebt den Umschlag in seine Brusttasche. Es ist etwas Zerstreutes, Abwesendes in seinem Tun. Dann rafft er sich gewaltsam auf und Gloria schlief herabhängende Hand erfassend zieht er den Brillantring von seinem kleinen Finger und steckt ihn ihr an den Ringfinger.

Als sie erschrocken abwehren will sagt er leidenschaftlich: „Nein, Du darfst ihn nicht zurückweisen! Es ist der Brauring, den ich Dir heute anstecken wollte in seligem Glück! Du hast es anders gewollt — für mich aber bist Du und bleibst Du meine geliebte Braut — daran soll der Ring Dich stets erinnern. Und ich sage nicht auf Lebewohl, sondern auf Wiedersehen, Gloria!“

Ein heißer, wilder Kuß brennt auf ihren Lippen, dann ist sie allein. —

Als Frau Kathi nach einer Weile vorsichtig den Kopf zur Türe hineinsteckt, findet sie Gloria vor dem Sofa auf den Knien liegend, den Kopf in die Kissen gedrückt, in wildem, fassungslosem Weinen.

Erschrocken eilt sie zu ihr.

„Mein Sonnenschein...aber um Gotteswillen, mein Sonnenschein...!“

Verstört, mit irrem Blick, starrt Gloria zu ihr auf. Dann erhebt sie sich schwerfällig, schüttelt die Tränen von den nassen Wangen, beißt die Zähne zusammen und murmelt mit klangloser Stimme: „Verzeihen Sie, Frau Kathi...es tat so furchtbar weh...aber nun...nun ist es vorüber, und ich will mich bemühen, wieder die alte zu sein.“

„Aber was ist denn geschehen, armes, liebes Kind?“

„Nichts. Mein Herz mußte ich mit Füßen treten, um sein Glück zu sichern. Nun ist alles aus.“

Sie spricht immer noch mit klangloser Stimme und völlig verstörtem Blick. Dann aber nimmt sie sich zusammen und fährt in ruhigem, gewöhnlichem Ton fort:

„Liebe Frau Kathi, ich kann nun nicht länger hier bleiben, denn er würde mich immer wieder bei Ihnen suchen, und es darf kein Wiedersehen mehr geben zwischen ihm und mir...“

„Großer Gott — Kind, Du willst mich verlassen?“ stammelt die alte Frau aufs tiefste bestürzt.

„Es muß sein. Wenigstens für einige Zeit, bis er mich vergessen hat.“

„Aber wo willst Du denn hin inzwischen?“

„Zu Ehrhardts. Sie baten mich heute, ich sollte ganz zu ihnen ziehen als Pflegerin für den alten Herrn und damit ich stets zur Hand

sei bei den Änderungen, die durchgeführt werden sollen. Ich schlug es ab, aber nun werde ich doch hingehen. Dort wird er mich weder suchen, noch vermuten, denn er weiß nichts von der Villa Ehrhardt und kennt die alten Leute nicht. Da sie keinerlei Verkehr mit der Außenwelt haben, ist man dort wie in einem Kloster, und ich könnte nirgends verborgener leben. Sie aber, Frau Kathi, werden mich nicht verraten, nicht wahr?“

„Wenn Du es nicht willst, gewiß nicht!“

„Ich bitte Sie bei dem Andenken meines lieben Vaters darum, keiner Menschenseele, am wenigsten Dr. Lott, meinen Aufenthalt zu verraten, was immer er Ihnen auch sagen mag!“

„Dann soll es so geschehen“, sagte die alte Frau feierlich. „Hier hast Du meine Hand, und kannst Dich nun felsenfest darauf verlassen, denn ihr Wort hat die Kathi Schönwieser noch niemals gebrochen!“

22.

Alfred Lott erscheint an diesem Abend nicht zur gemeinsamen Abendmahlzeit im Esszimmer.

Seine Stimmung ist so zerzwieft und zerrissen, daß er niemand, am wenigsten aber seine Mutter, sehen mag.

Denn in ihr erblickt er immer mehr die Hauptursache seines Unglücks. Hätte sie sich nicht von Anfang an so feindlich gegen Gloria gestellt, wäre wohl alles anders gekommen. Und wäre sie jetzt wenigstens zu bewegen, nachzugeben, könnte noch alles gut werden. Der von ihr anerkannten und freundlich aufgenommenen Schwiegertochter würde wohl auch sonst niemand wagen, seine Türe zu verschließen.

Aber Fred kann nicht ohne angstvolles Herzklopfen an diese letzte Hoffnung denken.

Die letzten Monate haben einen Schleier von seinen Augen gezogen und ihn die nackte Selbstsucht, die kleinliche, von kaltherzigen Vorurteilen eingeengte Denkungsweise seiner Mutter klar erkennen lassen.

Was er für Güte, Tüchtigkeit und mütterliche Liebe gehalten, schrumpfte in kühle Berechnung zusammen.

Eitelkeit und Ehrgeiz waren die Triebfedern ihrer Handlungen, sie selbst fühlt sich als Mittelpunkt der Welt, alles andere ist nur Mittel zum Zweck.

Hat sie überhaupt ein Herz? Liebt sie wenigstens ihre Kinder? Er zweifelt stark daran.

Trotzdem will er morgen noch einmal den Sturm auf ihr Herz wagen, und wenn es sein muß, sie auf den Knien anflehen, Gloria als ihre Tochter bei sich aufzunehmen.

Und er klammert sich an die Hoffnung — gegen seine bessere Ueberzeugung —, daß es seinem Flehen gelingen wird, wenigstens ein Fünkchen Mütterinstinkt in ihr erwachen zu können...“

Am nächsten Morgen hat er von 9—11 Uhr Vorlesung, dann, heimgekommen, will er sich sofort zur Mutter begeben.

Aber Minna teilt ihm mit, daß eben Herr Architekt Merkl bei der Stadträtin weile, und dieser Besuch ihres Schwiegersohnes dauerte so lange, daß es fast Tischzeit ist, ehe Fred sich zur Mutter begeben kann.

Er ahnt nicht, daß er im Leben keine ungünstigere Stunde für sein Anliegen hätte finden können.

Denn nie war die Stadträtin in schlimmerer Laune als eben jetzt, wo Otto Merkl ih zum erstenmal sein Herz ausgeschüttet und einen Einblick in seine Ehe gab, der in völligem Gegensatz zu allem stand, was Renate ihr bisher erzählte.

Vor allem sei es gar nicht wahr, erklärte Otto, daß er Renate um ihres Geldes willen geheiratet und seine Familie sie je über die Achsel angesehen habe.

Er habe im Gegenteil Renate aus aufrichtiger Neigung erwählt und liebe sie noch immer. Es sei auch durchaus unrichtig, daß das Merkl'sche

Vermögen durch seiner Stiefmutter „Verschwendungssucht“ verloren ging. Allerdings habe sein Vater vor einigen Jahren durch etwas gewagte Grundspekulationen einen Teil davon eingebüßt. Aber es sei immerhin genug geblieben, um das gesellige Leben, das auf Wunsch seines Vaters, der immer einen möglichst glänzenden Rahmen um seine schöne Frau sehen wollte, spielend zu bestreiten.

Ausserdem habe Frau Saphine kürzlich ihren Bruder, Baron Seltenheim, da er kinderlos starb, beerbt. Man sei also in der Familie Merkl wirklich nicht auf Renates Jahresrente angewiesen — um so weniger, als er, Otto, ja heidenmässig Geld verdiene.

Bezüglich des Vorwurfes der Untreue habe er nur zu bemerken, dass die Dinge gerade umgekehrt lägen: Nicht Renate, sondern er habe Grund zur Eifersucht.

Otto Merkl berichtete weiter:

„Seit dem Beginn ihrer Ehe stände dieser Dr. Schwerter zwischen ihnen, den Renate ihren „einzigen, wahren Freund“ nenne und dem sie Freiheiten gestatte, die oft hart die Grenze der Erlaubten streifen.“

Zahlreiche erbitterte Szenen hätte es deswegen schon gegeben, doch sei Renate stets blind und taub gegen Bitten, Vorstellungen und Forderungen geblieben.

Dies allein sei auch die Ursache, warum Otto in letzter Zeit immer öfter sein Heim meide und anderweitig Zerstreuung suche. Und einzig, weil seine Familie sähe, wie wenig Renate Rücksicht auf ihn nähme, begegne sie ihr mit kühler Geringschätzung.

„Und so“, schloss Otto Merkl seine Bekenntnisse, „kann es einfach nicht weiter gehen! Lieber lasse ich mich scheiden, als dieses Hundeleben weiterzuführen! Aber zuerst, ehe ich mich entschliesse, das entscheidende Wort auszusprechen, wollte ich mit Dir sprechen, Mutter. Du weisst nun alles, und ich bitte Dich, trachte Einfluss auf Renate zu nehmen, dass sie die Dinge nicht zum äussersten treibt! Es ist ja gewiss nicht unbillig, wenn ich verlange, dass sie den Verkehr mit Schwerter aufgibt, mir ein gemütliches Heim schafft und ihren Pflichten als Gattin und Hausfrau nachkommt. Seit Vater tot und Mama noch zu angegriffen ist, um nach dem Rec ten zu sehen, herrscht ja bei uns die reinste Zigeunermirtschaft, da alles den Dienstboten überlassen bleibt und Renate sich aus Trotz gegen mich grundsätzlich um nichts kümmert...“

Die Stadträtin hat wie erstarrt zugehört. Noch jetzt, wo der Schwiegerohn sie bereits verlassen hat, kann sie nicht fassen, dass all dies Wahrheit sein soll...“

Aufgeregt schreitet sie im Gemach hin und her und sucht sich die einzelnen Punkte des Gesprächs im Geiste zu wiederholen.

Hat Otto wirklich von Scheidung gesprochen? Der blosse Gedanke entsetzt die Stadträtin. Eine Scheidung in ihrer Familie — nach dazu aus Renates Verschulden! Welcher Skandal! Es ist ja gar nicht auszudenken... man würde mit Fingern nach ihr weisen, ihr vielleicht manche Türe verschliessen und ihr vorwerfen, dass sie Renate schlecht erzogen habe...“

Denn wenn sie der geschiedenen Tochter natürlich auch unter keinen Umständen Aufnahme bei sich gäbe, so konnte sie doch nicht ablägen, ihre Mutter zu sein, und schon dafür würde sie büssen müssen.

Nein, nein — um keinen Preis durfte es zur Scheidung kommen! Wehe Renate, wenn sie das nicht begriff. —

In diesem Augenblick tritt Fred ein. Er ist selber innerlich viel zu erregt, um die Aufregung zu bemerken, in der sich seine Mutter befindet. Ausserdem fehlt bei der Bitterkeit, die sich in letzter Zeit in ihm angesammelt hat, seiner Stimme der warme Ton, der vielleicht doch an ihr Herz gedrungen wäre.